

(Nachdruck verboten.)

5) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Die armen Seelen von der Gutnau.

Als die Bärbel mit dem Findling Unbekannt auf dem Arme von der Verkostgeldung neben dem Fremden her der Nisi zuschritt, ihrem Hause zu, fragte sie den Gefährten:

„Und wann glaubt Ihr, daß es so weit ist?“

Der Fremde schaute vor sich hin und gleich einem Irrlicht ging ein Fladern in seinen Augen auf.

„In der zweiten Adventwoche.“

Nachdenklich schritten beide weiter. Die Bärbel hing einem eigenen Gedanken nach. Immer wieder mußte sie auf den Säugling in ihrem Arme schauen. Dabei dachte sie, daß dieses Kindlein hilflos und ohnmächtig der Willkür preisgegeben sei. Und so mußte sie mit einemmal denken, daß der Spud des Kindes Leben gelte.

Da gedachte sie ihrer Kinder und eine wehe Furcht kam an sie. Ohne sich zu besinnen, preßte sie den Findling ängstlich an sich. Ihr Muttergefühl war erwacht.

Mit einem scharfen Ruck blieb sie da stehen und ihre grauen Augen blickten stehend auf den Begleiter. Mißtrauen war auf ihrem Gesichte zu lesen, sie fragte mit scharfem Tone, den Säugling immer noch festhaltend:

„Und seid Ihr auch sicher, Mann? Denkt Ihr daran, wenn es sehlginge, daß auch dieser Bankert ein Mensch ist?“

Der Fremde blieb ruhig, nur sein Blick irrte unstill. Er schaute weder das Weib noch das Kind an. Ruhig antwortete er:

„Ich denk, daß ich sicher bin, und für das Kind ist es auf alle Fälle das Beste so. Und dann, Bärbel, bedenkt, was zu gewinnen ist!“

Wieder schwieg die Bärbel stille, aber in ihrem Hirn wogten die Gedanken. Das Böse kämpfte mit dem Guten, die Gabbier mit dem Glend, und sie überredete die Mutterstimme, die ihr aus dem Herzen quoll. Ein früherer Tod ohne Lebensbewußtsein und ohne Lebensfreudigkeit und Verlangen im Glend und der Armut, ohne Todeskampf war besser denn alles andere, was das Leben mit diesem Findling vorhatte. Und zudem, gab dieser Säugling nicht mit seinem Tode ihr und ihren Kindern eine Freude am Leben, Reichtum? So wurde das Böse Meißer in ihrem Herzen, und die Mutterliebe zur eigenen Frucht tötete die Mutterstimme des Weiberherzens. Aber ein neuer Gedanke kam an die Bärbel, Kerker und Fesseln sah sie. Darum sagte sie weinerlich:

„Aber die Gendarmen, Mann? Denkt Ihr auch daran?“

Der Fremde verzog keine Miene, spöttisch und hämisch sagte er:

„So jäugt doch diese Surenbrut an Eurer eigenen Brust!“

Bärbel wollte ihm erwidern, daß sie ja gerne dabei sei, aber die Angst —

Der Fremde aber unterbrach sie mit herrischer Geste und sagte leichtthin:

„Macht, was Ihr wollt, zieht den Fink groß, ich find' andere!“

Da sah die Frau das goldene Gebäude fallen und rasch sagte sie:

„Nein, nein, das ist's nicht, ich mach' mit, ich hab ein dummes Maul gehabt, nein, glaubt mir, ich bin dabei! Aber ich dachte mir, es sei besser, man bespricht sich in allem, dann ist man sicherer.“ Sie redete mit gewohnter Stimme, denn sie wollte nicht zeigen, daß in ihrem Herzen auch noch das Gute Raum hatte.

Die beiden waren dieweil nur noch wenig vom Hause des Jagdhüters weg. Da blieb der Fremde stehen. Auch in ihm hatte des Weibes Bedenken ein Echo hervorgerufen. Aber nichts erklang da für den Säugling. Er fürchtete nur für sich. Er fürchtete, daß jetzt, wo das Glück zum Greifen war, die Bärbel mit ihrem Bedenken Schatz und Reichtum dem Bastard zuliebe fahren lasse. Aber er wollte das nicht dulden. Er wollte den Schatz heben. Darum fragte er das Weib:

„Wißt Ihr noch, wie Ihr mich bei der Gutnaumauer im Walde aufgefunden?“

Die Bärbel nickte.

„Wißt Ihr auch, daß die Gutnau früher ein reiches Kloster war, Bärbel?“

Sie hatte schon so etwas gehört. Auf jeden Fall ging dort ein Spud um und Geister sah man, das wußte die Bärbel. Da erzählte der Fremde, daß er den „geistlichen Schild“ vom Vater erbt und so die Kraft des Verfehls mit Geistern habe. Und dort sei es gewesen, wo die Bärbel ihn bewußtlos aufgefunden habe, als sie dem Jagdhüter eine Botenschaft in den Wald hinausbringen mußte. Er hatte dort aber gewußt, daß sie mit ihm berufen sei, die armen Seelen des Gutnauklosters zu erlösen durch das Opfer eines Säuglings, eines reinen Knaben unter einem Jahre. Dort habe er ihr nur dies gesagt und auch vom Schatz geredet. Aber jetzt solle sie alles wissen. Nicht Zufall war es, daß er dorthin gekommen. Sein Vater schon hätte das Werk vollbringen sollen, aber er hätte die rechte Frau nicht gefunden. Auf den Sohn, auf ihn sei nun das Erlösungswerk übergegangen. Ehe sie ihn aufgefunden im Walde draußen, hätte er die Geister besprochen, und diese waren gekommen. Aber er hätte vom Satan einen Schlag aufs Haupt erhalten und sei hingefallen. Und da er gelegen wie tot, kamen die Engel Gottes herab und erleuchteten ihn. Nicht einem einzelnen Menschen wäre es vergönnt, das große Werk zu vollbringen, immer würde der Satan vorkommen, das sei ein Fluch, der auf den Seelen ruhe. Ein Kind müsse dem Satan in den feurigen Rachen geworfen werden. Das weitere sehe sie dann selbst, davon dürfe er nicht reden. Und der Seligkeit Lohn und der Erde Glück sei nach vollbrachter Tat ihr Ruhm und Segen.

Als die Bärbel dies hörte, war ihr Wille fester denn je und sie war froh, eine solch Auserwählte Gottes zu sein.

„Aber wenn wir es nicht tun, dann ruht ein Fluch auf Euch und mir und Kindern und Kindes Kindern bis ins vierte und fünfte Glied“, sagte der Fremde düster.

Da schauerte die Bärbel in seliger Ehrfurcht, und auch in ihrem Blicke erwachte ein fanatischer Fladernder Funken. Und da war aller Zweifel von ihr gewichen. Sie wußte, daß der Fremde ein Erwählter Gottes sei. Und in ihrem Herzen bebte ein seliges Gefühl, solch Großes vollbringen zu helfen, um so ihrer Kinder Glück zu begründen und sich selbst in Gottes Angesicht zu bringen durch solch heiliges Werk.

Da gelobte sie dem Fremden, alles zu tun, was Gott durch ihn von ihr fordere und ihr eigenes Blut zu opfern, wenn dies sein müßte.

„Ich gebe Euch noch die Zeit an, Bärbel, aber so lange betet für unser Tun und schweigt gegen alle, hört Ihr, Bärbel?“

Alles gelobte da die Bärbel, was der Fremde wollte.

So schieden die beiden.

In der Zeit kam langsam der Winter heran. Vom Wasser her stiegen die Nebel auf und ein rauher Nordwind fuhr grimmig dazwischen. Er trieb die Schwaden in hastiger Jagd den Bergen zu. So ging das Spiel tagelang. Aber oben am Gebirge blieben die Nebel hängen und wollten nicht mehr weichen. Mehr und mehr trieb der Wind hinauf und stauete sie dort zu fatten grauen Wolken, die sich einmal, gleich nach dem ersten Adventsonntag, als der Nordwind lässig war, ins Tal senkten. Und als der neue Morgen erwachte, hatten die Wolken über Gutenberg vom Gebirge her bis zum Wasser, so weit das Auge reicht, alles eingeschneit, daß es eine Freude war.

Aber es schien auch, der Schnee sei nur darum gekommen, die Erde zu schmücken im reinen Kleide, weil das zweitälteste Kind des Baschi in früher Jugend dahin war. Mit dem Tagesgrauen hatte der Wehmer das Sterbeglücklein geläutet. Und gleich darauf fuhr die kleine Seele gen Himmel zu Mutter und Vater und freute sich, daß der liebe Gott die Erde zum Abschied so schön gemacht hatte.

Dinnen aber in der Kammer stand, dieweil das Sterbeglücklein himmelte, der Bärbel ihr Mann, der Simon Haubensack, zum Ausgehen gerüstet, vor dem Bette des kleinen Findlings. Er schaute den schlafenden Säugling lange an. Dann sagte er zu seiner Frau:

„Gätte der Kleine vom Baschi eine solche Pflög' gehabt, dann wär' er noch. Aber wer weiß, für was es so gut ist um den armen Wurm!“

Damit ging er hinaus in den Wald, denn jetzt hatte er strengen Dienst.

Die Bärbel aber drehte sich, als ihr Mann weg war, gegen die Wand und weinte bitterlich. Wieder stritt in ihr das Muttergefühl.

Aber ehe sie sich beruhigt hatte und recht angezogen war, stand der Fremde in der Stube.

„Bärbel, die nächste Woche um die Zeit denk dran, daß Du, wenn der Simon draußen steht, in den Wald kommen mußt! Ich wart' von elf Uhr an bis zum Morgengrauen!“

Und ehe die Bärbel etwas sagen konnte, ging der Fremde weg.

Da wußte die Bärbel dennoch, daß sie tun mußte, was der Fremde wollte. Sie dachte an den Fluch, wenn sie nicht tat, was sie versprochen hatte, und sie dachte an den Segen, wenn sie es tat.

Und sie wollte tun, was Gott befohlen hatte, und wollte auch Reichtum und Glück für ihre Kinder haben.

Aber ehe sie ihre eigenen Kinder aufweckte, ging sie zu dem Findling hin, nahm ihn aus seinem Korb und küßte und herzte ihn. Sie drückte ihn an sich, wie sie das nie mit dem eigenen Fleisch und Blut getan. Dann legte sie den Knaben wieder hin, und abermals weinte sie und das Herz war ihr schwer.

Aber es mußte sein. Gott wollte es. Als sie daran dachte, leuchtete wieder in ihren Augen der aberwige Funken auf, und sie sprach ein heißes Gebet zur Ehre Gottes.

Am Dienstag in der ersten Adventwoche begruben sie in Gutenberg das erste von Baschis Kindern. Beinahe alle Frauen waren zur „Leiche“ gekommen. Und alle beteten sie ihre Leier, wie sie schon vielmal getan.

Die Bärbel aber stand am Grabe und bat das Kind, bei der Mutter des Findlings um Vergebung zu bitten. Aber auch so ward ihr Herz nicht leicht und sie konnte ihr Gemüt von trüben Gedanken nicht befreien.

Die Zeit der Erlösung und des Kindesopfers kam. Simon Haubensack war gegen Abend in den Wald gegangen, erst gegen Morgen wollte er wiederkommen.

Gutenberg lag im Schlafe und nur noch da oder dort blinkte ein schwaches Licht, um abzustehen in der mondlosen Schneenacht. Da ging aus der Tür des Waldhüters leise die Bärbel mit hurtigem eiligen Schritt dem Walde zu. Ein Bündel fest an sich gepreßt trug sie auf dem Arme.

Leise knirschte der Schnee unter ihren Tritten. Aber das Geräusch verlor sich allgemach und auch die Bärbel entschwand. Der Wald nahm sie auf und über allem lag die stille Nacht. Nur am Himmel trieben die grauen Schneewolken ihren Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Dehmels Abstieg.

Mit unerbittlich grausamer Gesehmähigkeit vollzieht sich das Schicksal der modernen Dichter. Ihre Tragik ist es, daß sie samt und sonders auf dem schwankenden und unterhöhlten Boden einer Klasse stehen, die keine Zukunft mehr vor sich hat. So vermessen sich wohl die besten unter ihnen, in trotzigem Anlauf die Tore zu sprengen, hinter denen die Lösung aller Lebensrätsel liegt, aber auf halbem Wege geht ihnen der Atem und der Trost aus, und sie verlieren sich auf blühenden Wiesen abseits des Pfades, um bunte Blumen zu pflücken, oder lassen sich unter schattigen Bäumen nieder, um indischen Weisen gleich ihren Nabel zu bestarren. Die literarische Revolution der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, die mit einem ehrlichen Wirklichkeitsdrang die Dinge dieser Welt anpackte, ist längst verstanden in Sentimentalität und Spielerei, in Symbolik und Duplik, in Aesthetentum und Formalismus, und manches Haupt, das über jener Revolution leuchtete, geluldet mit einem Tropfen sozialen Dels, verschwindet heute in den dicksten Urweltnebeln.

Nicht nur die kleineren Geister haben sich diesem Schicksal beugen müssen; es hat auch die größeren und kräftigeren Talente nicht verschont, wie Gerhart Hauptmann, der von der Rebellenstimmung seiner „Weber“ schließlich in die wesenslose Phantastik der „Pippa“ hineingeriet und dessen völligen dichterischen Zusammenbruch die letzten Stücke schmerzlich bekrundet haben. Jetzt wirkt sich diese Tragik auch an einem der eizetwilligsten und eigentümlichsten deutschen Dichter aus, dessen Bedeutung für die neuere Lyrik der Hauptmanns für die neuere Dramatik gleichkommt: an Richard Dehmel.

Aus seinem lyrischen Heimland hat er sich auf das Theater verirrt und mit einer eben in Hamburg aufgeführten Komödie „Michel Michael“ für seinen Teil dargetan, daß nur der

starke Rhythmus einer kämpfenden und hordwärtsstrebenden Klasse den Dichter emporzuheben vermag und daß ihn jede andere Spekulation in weglose Niederungen herabzieht. Dehmels Wandlung kommt, von ihrem typischen Einschlag abgesehen, gewiß nicht überräusend. Er gehört jener Generation an, von der Hermann Bahr einmal spricht: jungen Leuten, die aus Kleinbürgerlichen guten Stuben und einer wohlbehüteten Gymnastienzeit plötzlich in die Strudel der Großstadt hineingeworfen wurden. Sie, denen in der Kleinstadt das Leben wie ein dünnes Wächlein verlaufen war, standen auf einmal vor dem tosenden und brausenden Meer in all seiner Unübersehbarkeit. Diese jungen Dichter sahen, wie in der Großstadt Nimenisch an Nimenisch kalt und fremd vorübertrieb, wie jeder von jedem zerstampft wurde, und sie hörten die Not jammern und das Glend schreien. Aber in diesem gewaltigen Steinmeer und in dieser elektrischen Luft formierte auch die Arbeiterklasse ihre Kampfataillone, um die Zukunft zu erobern. Was die jungen Dichter in der geistigen Welt erlebten, den Durchbruch aus der Finsternis zum Licht, das erlämpfte hier eine gewaltige, nach Millionen zählende Schicht. Kein Wunder, daß die ganze Generation mitgerissen wurde und daß soziale Probleme nie so „literaturfähig“ waren wie in dem Jahrzehnt zwischen 1880 und 1890.

Auch des jungen Dehmels glühendes Herz wurde ergriffen von den Leiden und Kämpfen der proletarischen Massen. Damals, in seinen besten Tagen, empfand er, wie nötig es war und wie beschämend, sich in eigene verwickelte Seelenschmerzen hineinzubohren, da Hunderttausende kein Brot hatten. Berlin, das Sehnachtsziel aller Jünglingsdeutschen, erschien ihm da

mit seinen Dächern, seinen Türmen, Schornsteinen, Säuloten, Kuppeln, Ruhmesäulen, heraufgebaut ins fahle Blau, als langte aus ihrem Grabe scheinot eine Niesin und rechts alle Finger bettelnd hoch: nur leben will ich, leben, atmen, essen! Und wimmern hört ich Milliarden Wänsche, die ungestillten, unter allen Mauern, wie Würmer einer schattenlosen Gruft; hörte den Hunger, der mit dürren Knöcheln ins Grab sich trommelte auf nackter Diele, die Not, die schamlos durch die Straßen lief, das Glend, das im Fliederputz sich narrete. Und ich erschral, wie nichtig meine Not.

Damals kauf er die Gedichte, die ihn sozialistischem Empfinden und Denken sehr nahe brachten, wie „Ein Märtyrer“, „Du eng“, „Der Arbeitsmann“. Aber nicht nur das Mitleid flehte, auch die Verbeißung erlang in starken Akkorden aus seiner Poesie wie in dem „Erntelied“:

Es segt der Sturm die Felder rein,
es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mahle, mahle!

Und in dem bekannten Maiseierlied verkündet Dehmel sogar schlechthin den Sieg des Sozialismus.

Aber der Dichter vermochte nicht in dieser größten Macht- und Kulturbewegung aller Zeiten aufzugehen. Wie die Rage immer auf ihre Füße fällt, fiel er stets auf sein eigenes bourgeois Jch, den Individualismus, zurück. Schon in dem Gedicht „An mein Volk“ siedete er sich weite Ziele und betonte, daß seine Stirn zehn Völkern „ihre höchsten Hirn“ schulde, aber er machte bei der sehr individualistischen Erkenntnis halt, daß der Mensch den Zwecken der Menschheit am besten diene, wenn er sich hinaustreibt über die anderen und wie ein Baum über das Mittelholz hinauswächst.

Darin, daß er den extremsten Individualismus als ein Stück Menschlichkeitserziehung verkündete und den Menschen völlig entfesselt wollte, um ihn zu beflügeln, berührte sich Dehmel mit Nietzsche, dem ferrigen Hasser aller Gleichheit und allen sozialistischen „Herdentriebes“ und dem ekstatischen Vorkämpfer des „Übermenschen“. Ähnlich wie Nietzsche riet auch Dehmel dem Menschen, nicht nur alles Dickte, Hesse, Freudige wie heiße Lavaquellen aus sich herausbrechen zu lassen, sondern auch dem Bösen, Dunklen, Nichtabgewandten Spielraum zu gewähren. Nur indem man sich auch mit den Teufeln seines Inneren herumschlägt, gelangt man zur Lebensklarheit und Lebensficherheit.

„Noch hat keiner Gott erlogen,
der vor Gottes Teufeln flüchtet“.

Auch die schlimmen Triebe sind eben Gottes Teufel, die natürliche Ergänzung derer, die im landläufigen Sinne als gute gelten!

All das war noch Zwecksetzung, wie sich Dehmel immer als ein zwar individualistischer, aber doch ein Zweckdichter darstellte. Keiner sprach lieber von Zielen als er:

In allen Tiefen
mußt du dich prüfen,
zu deinen Tiefen
bist klar zu fühlen.

Aber bald lernte er sich Ziel und Zweck gänzlich entfremden. Er gestand:

Jetzt träum ich nicht mehr Kronen, nicht mehr Kränze,
kein Ziel der Sehnsucht, das der Stolz gebat.
Mich lodt kein Woll, kein Reich mehr, keine Grenze,
nur meiner Kraft glühn muß ich immerdar.

Nur immer schweben, wie der Adler schweben,
den es hinaus ins Unbegrenzte reißt,
ich kann nicht wie die Lerche mich bestreben,
die flatternd ihre Ackerfurche preist.
Ich weiß kein Ziel —

An anderer Stelle frohlockt er, „daß mein Herz die Sehnsucht fand, die große Sehnsucht ohne Ziel.“ Diese Sehnsucht nach keinem Ziel, die Sehnsucht als Gefühl an sich, scheint ihm nun schon die Erlösung des Menschen zu verbürgen:

Was den Menschen entzünd, entsezt, empört, das erlöst ihn,
weil's ihn außer sich bringt, weil's ihn mit Leben erfüllt.
Und so lerne mein Geist die Zweifel der Zwecksucht belächeln.
Ob man lebt für sich selbst, oder dem Ganzen zur Pflicht,
denn kein Zweck gibt Kraft, allein der Antrieb begeistert.

Damit war schon der Abstieg des Dichters vollendet und er stand auf einer Linie mit Formalisten und Aestheten. Was diesen Farbe und Form, war ihm Ethik und Rausch: das Ding an sich. Mit dieser Sehnsucht ohne Ziel, die wie ein Opiumrausch die Klasse ohne Ziel, die Bourgeoisie, über ihre Haltlosigkeit hinwegtäuschen soll, war auch Dehmel zum Mystiker geworden. Mit den Füßen stand er nicht mehr auf Erden und mit dem Haupt wandelte er schon in den Wolken. Aus dieser Sackgasse leitete ihn auch nicht sein Roman in Romanen „Zwei Menschen“ heraus, der nichts weiter war als eine Steigerung des Mythos „Die Verwandlungen des Venus“: erotische Mystik! In der Vereinigung von Mann und Weib löst sich dem Dichter aller Zwiespalt des Seins auf. Es mag sehr rührend sein, wenn in den Romanen Luz und Lea zu den Sternen emporjubeln: Wir Welt! aber es ist schließlich, statt der vom Dichter extrahierten Titanenhaftigkeit, die spießbürgerlichste Begrenzung. Ähnlich wie mit Friedrich Schlegels Roman „Lucinde“ die Flamme der französischen Revolution in der kleinbürgerlichen Stidluft der deutschen Verhältnisse nur als trüb säuwelndes Licht brannte, so ist auch Dehmels erotischer Mystizismus ein Versuch, im purpurernen Dunkel der Liebesnacht die Augen vor den grellen Widersprüchen des Lebens zu verschließen.

Die Komödie „Michel Michael“ ist lediglich der letzte Ausfluß dieser Impotenz. In kritiken wurde sie wohl ein politisches Stück genannt, aber in Wahrheit ist sie das Hohelied der Nichtpolitik. Ein buntes Menschengewirr wirft Dehmel auf die Bühne, den alten Kaiser Rothbart, Till Eulenspiegel, sozialdemokratische Agitatoren, Zentrumslapläne, Landräte, Vergare, Bergknappen, und mitten drin Michel Michael, das Urbild des deutschen Volkes. Was Dehmels Symbolik mit ihm beginnt, das hat der gewiß nicht allzu politische Feuilletonist des „Berliner Tageblatts“ in kennzeichnender Charakteristik also wieder gegeben: „Um seine Seele raufen sich die Roten und die Schwarzen, die Staatsgewaltigen und die Industriellen, die Pfaffen und die Demagogen. Sie alle werden zuletzt in den großen Ofen getan und müssen verbrennen, die schlechten Kerls. Nur Rothbart und Ekkehard stehen ohne Eigennutz zu Michel, warnend, begütigend, ermunternd, zwei Adjutanten voll deutscher Kraft (Wahl) und ach! so deutscher Treue (Bariton!) Unter Michel wacht auf und da ihm jene angeblichen Freunde, die doch so recht eigentlich seine Plagegeister und Aushungerer sind, noch einmal lebendig entgentreten, schlägt er sie alle in Klumpen. Siegreich, aber ermüdet kehrt er heim, zum friedlichen Gewerbe des Kleinbürgers, zur Stille, zur Natur, zur fruchtbareren Liebe des häuslichen Herdes, zur Volkspoesie. Wer liebt sie nicht, die Volkspoesie und die anderen schönen Dinge? Ein Gedicht von acht Zeilen, nach dem Kampf des Tages gelesen, ein Gedicht von Dehmel, und tausend Schwärmen wir von ihnen. Sie sind uns Erholung, dürfen uns nicht mehr sein. Hier aber, in dieser Komödie, sind sie Ziel des Daseins. Michel haut mit seinem guten alten Strick zwischen die, die sich seiner bemächtigen wollen. Michel macht auch nachher noch große Worte. Er halt sogar die Faust und will auswandern. Zuletzt aber läuft's doch darauf hinaus: „Na' Ruh' will i hab'n!“ So schließt in unseren stürmischen Tagen ein deutscher Sänger, der soziale Bekenner Richard Dehmel, ein politisches Bühnenspiel, das uns doch wieder mit Absicht seiflammet an unsere allernächsten Sorgen. Ein Beispiel: sogar „Noabit“ wird genannt.“

Ja, so schließt in unseren stürmischen Tagen ein deutscher Sänger nicht nur ein Bühnenspiel, sondern auch seine dichterische Laufbahn, denn was sollte man noch von einem Poeten erwarten, der seinen Gelden folgendes „Zukunftziel“ aufstellen läßt:

Ich werde uns ein erdwüchsig Völk zusammenraffen,
wir werden uns jeder Haus und Hof wieder schaffen,
Erde, auf der wir mit Lust arbeiten
und unseren Kindern ein greißbares Stück Vaterland bereiten;
bis in die Stadt hinein wird Garten an Garten
prangen.

wird aller Schöpfergeist edleren Boden empfangen,
Frucht gegen Frucht tauschen, Saat gegen Saat,
Eat für Eat.

Und will er dazu sein Handlangerbol' befreit'n,
dann soll auch der rote Karl mit vollkommen sein;
jeder, der ankommt mit einer lichtfrohen Kraft,
bis wir das ganze Erdreich erleuchten, wir Neubauern-
schaft!

Den manche für einen schwertgegrüdeten Sängler der sozialen Revolution hielten, endet als verionener Schwärmer für die Gartenstadtbewegung. Ein melancholisches Schicksal!

Und ein Abstieg, dem kein Aufstieg mehr folgt. Denn wer im Zeitalter brauender Großstädte nach stillen Rousseauschen Eilanden sucht, und wer in der politischen Fieberhize des zwanzigsten Jahrhunderts das Schlafmüdigwort einer toten Zeit von dem politischen Lied, dem garstigen Lied neu beleben möchte, welches andere Wort sollte auf den zutreffen als die Mahnung: Lasset die Toten ihre Toten begraben!

Hermann Wendel

Der Rückgang der Segelschiff- fahrt.

Von Dr. Otto Senft.

Die Zeiten sind vorbei, wo die Klipperschiffe mit riesigen Segelschwingen den Passagierverkehr der alten und neuen Welt vermittelten, wo in den Vertragshäfen Chinas und Japans und an der westamerikanischen Küste ein Dampfer eine Seltenheit war: heut hat das Dampfschiff die Vorherrschaft, und die Segelschiffe in weiter Fahrt sind auf dem Aussterbepfad. Bei Lloyds Register of Shipping, dem größten Klassifikationsinstitut der Welt, wurden im Jahre 1901/02 noch 43 888 Tons und im Jahre 1910/11 nur 9353 Tons Segelräume neu registriert! Dampfer sind eben zwar teurer in Anschaffung und Betrieb, aber unabhängiger von Wind und Wetter, machen deshalb schnellere und vor allem regelmäßige Reisen, und mit der fortschreitenden Vervollkommnung von Kesseln und Schiffsmaschinen ist auch der Betrieb ständig verbilligt worden. Auf je höherer Stufe die Seefahrt eines Landes steht, desto mehr überwiegt daher in seiner Handelsflotte das Dampfschiff, und die größte seefahrende Nation, die Engländer, besitzen infolgedessen nur noch wenig Segelschiffe. Die deutsche Segelrotte geht gleichfalls von Jahr zu Jahr zurück, und die einzigen Länder, in denen das Segelschiff in großer Fahrt noch eine Rolle von einiger Bedeutung spielt, sind Frankreich und Norwegen; Frankreich, weil man dort, um diesen Zweig der Seefahrt zu erhalten, den Segelschiffen Bau- und Reisepremien aus dem Staatsfiskus gibt, die es manchmal schon rentabel machen, die Schiffe ohne Ladung in Ballast über See zu schicken, und Norwegen, weil man dort in den letzten Jahren eine Anzahl englischer und auch deutscher Segelschiffe angekauft hat, die unter den billigeren Betriebsbedingungen Norwegens noch ihr Geschäft machen.

Der Rückgang der Segelschiffslotte wird von vielen Seelenten alter und neuer Schule mit Bedauern betrachtet; es wird behauptet, daß nur an Bord eines Seglers der künftige Seemann die nötige Schulung der Geisteskräfte und Charaktereigenschaften erhalten könne, die sein Beruf von ihm fordert, und zuerst in Deutschland und, seinem Beispiel folgend, in Belgien, England, Dänemark sind neuerdings Segelschiffe als Schulschiffe eingerichtet worden. In Deutschland besteht seit einem Jahrzehnt der Deutsche Schulschiffverein, der zwei Dreimaßvollschiffe für die Ausbildung von Mannschaften und künftigen Kapitänen unterhält, und außerdem hat der Norddeutsche Lloyd zwei Viermaßbarken in Dienst, auf denen er sich seinen Nachwuchs an Offizieren heranzieht.

Die Domäne des Segelschiffs ist heute noch das Salpetergeschäft zwischen Chile und Deutschland, und das im vorigen Jahre bei Dover verloren gegangene Künsmaschvollschiff „Preußen“ war bekanntlich für die Laeiszsche Reederei in dieser Fahrt beschäftigt. Die Hamburger Reederei Laeis ist auch die einzige, die in neuester Zeit zum Neubau von Segelschiffen geschritten ist, indem sie bei Blohm u. Voß im vorigen Jahr zwei Viermaßbarken in Auftrag gegeben hat, von denen die eine bereits in Fahrt und die andere in der Ausrüstung begriffen ist. Die Kohlenverfrachtung von Neu-Südwaales nach der Westküste Amerikas, das Holzgeschäft von Florida, zu einem kleinen Teil der Takel- und Reisismpart, das sind die hauptsächlichsten überseeischen Verkehrsbeziehungen, in denen das Segelschiff noch konkurrenzfähig ist. Die Petroleum-, Baumwoll- und Getreidefrachten sind dem Segelschiff auf immer verloren, und wie lange es in den obengenannten Handelszweigen sich noch halten wird, das steht dahin: die Eröffnung des Panamakanals wird jedenfalls ähnlich wie die des Suezkanals den Seglern nicht zum Vorteil gereichen, und wenn der Verbrennungsmotor in 10 bis 15 Jahren zu einer in allen Fällen und Lagen brauchbaren Schiffsmaschine entwickelt sein wird, dann schrumpft der Vorsprung, den das Segelschiff in bezug auf bessere Raumnutzung vor dem durch Maschinen bewegten Schiffe hat, bedeutend zusammen.

Daß sich das Segelschiff im überseeischen Verkehr überhaupt bis heute erhalten hat, hängt außer mit anderen Umständen mit den Fortschritten zusammen, die auch im Bau von Segelschiffen gemacht worden sind. In den letzten 50 Jahren ist es durch die Einführung des Stahls als Baumaterial möglich geworden, die Schiffe größer und dennoch leichter als früher zu bauen, so daß ihre Tragfähigkeit wuchs. Ferner wurde die Takelage durch Einführung der doppelten Marssegel, die Verwendung von Winden zum Drassen usw. vereinfacht, und so kommt es, daß ein Segelschiff von heute verhältnismäßig viel mehr Tragfähigkeit besitzt und dabei weniger Leute braucht. Vergleicht man eine im Jahre 1854 erbaute Viermastbarke von 89 Meter Länge mit einem im Jahre 1904 erbauten Schiff von 95 Meter Länge, so ergibt sich, daß bei ersterem auf einen Mann der Besatzung 26 Tons Tragfähigkeit und 36 Quadratmeter Segelfläche entfallen, während bei dem letzteren 140 Tons Tragfähigkeit und 95 Quadratmeter Segel auf einen Mann kommen. Die Kosten der Bemannung sind also bei einem Schiff von heute bedeutend geringer als vor einem halben Jahrhundert. Dabet hat zu gleicher Zeit die Segelfähigkeit der Schiffe, d. h. ihre Geschwindigkeit, zugenommen, und die schon erwähnten Schiffe der Hamburger Reederei Laeisz, die zum Teil auf der Werft J. C. Redtenborg in Geestemünde gebaut worden sind, sind durch ihre mit großer Regelmäßigkeit ausgeführten Reisen bekannt. Den Segelschiffen von heute kommt auch zustatten, daß die Hydrographie und Meteorologie ganz anders entwickelt sind als vor 50 Jahren und heute viel umfangreichere Erfahrungen über die in den verschiedenen Jahreszeiten und Meeresstellen zu erwartenden Winde vorliegen, wonach das Schiff seinen Reisetweg wählen kann.

Es scheint indessen, als ob wir keine weiteren technischen oder nautischen Fortschritte in der Segelschiffahrt erleben werden, so daß in absehbarer Zeit die weißen Schwingen vom Ozean verschunden sein werden. Schon haben Eisfleh, Geestemünde, Brake, Wegesad, in denen früher Hunderte von Segelschiffen beheimatet waren, nur spärliche Reste noch von dieser Flotte, und in den Ostseehäfen gibt es mit Ausnahme von Rostock überhaupt keinen überseeischen Segler mehr; auch in Rostock ist ihre Zahl auf einen zusammengekommen, in demselben Rostock, das im Jahre 1880 mehr Segelschiffe hatte als heute ganz Deutschland.

Ähnlich wie in der großen Fahrt liegen die Verhältnisse in der Hochseefischerei: die Hochseefischersflotte der Elbe und Weser schrumpft von Jahr zu Jahr zusammen, und Neubauten sind seit einigen Jahren nicht zu verzeichnen. Der steigende Seefischbedarf des deutschen Volkes wird durch Fischdampfer gedeckt, die schneller auf die Fanggründe und schneller wieder an den Markt kommen und dank ihrer Maschinenkraft mit größeren Netzen fischen können als die Ewer und Kutter. Auch im Walfang, der früher mit Segelschiffen betrieben wurde, herrscht jetzt allein der Dampfer.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in der kleinen Fahrt, obgleich auch auf diesem Gebiet der Dampfer und das Schleppschiff viele Frachten an sich gerissen haben. Für den Stückgutverkehr zwischen Ost- und Nordseehäfen kommt fast ausschließlich das Dampfschiff in Betracht, und ein bedeutender Frachtartikel, Holz, wird in zunehmendem Maße durch den Schleppverkehr bewältigt; große Rähne, sogenannte Leichter, zum Teil mit Dampfwinde und Dampfrolle ausgerüstet, aber ohne eigene Maschine zur Fortbewegung, gehen im Tau von kräftigen Dampfzügen, die selbst keine Ladung haben, mit Holz von Rußland und Schweden nach den Nordseehäfen, und ein besonders reger Leichterverkehr besteht zwischen Elbe und Weser, da der Norddeutsche Lloyd, die Roland- und die Hansa-Linie regelmäßige Schleppzüge zwischen Hamburg und Bremen fahren lassen. Aber dank dem Steigen des Seeverkehrs im allgemeinen ist in den letzten Jahren die Zahl der kleineren Segelschiffe, die die Nordsee und Ostsee befahren, gewachsen, und einige Werften an der Unterweser betreiben den Bau solcher Schiffe geradezu als Spezialität. Es sind kleine stählerne Zwei- und Dreimastschoner, die wenig Besatzung erfordern, da sie keine Mah-, sondern Jere-and-Alt-Takelage haben; sie befördern hauptsächlich Kohlen von England, ferner Tonerde, Kleie, Getreide usw., sind ziemlich gute Segler, und daß mit ihnen vordient wird, beweist die Tatsache, daß ihre Zahl nicht zurückgeht, sondern zunimmt, und die Abnahme der alten hölzernen Schiffe dieser Größe, von denen jährlich einige austangiert werden, aufwiegt.

Von der kleinen Fahrt abgesehen, ist das Segelschiff aber, wie schon gesagt, auf dem Aussterbeort, und die stolzen Segler der Reedereien Laeisz, Rüdigers, Binnens, Wätzens usw. stellen eine im Verhältniß verminderte Betriebsform dar. Unsere Enkel werden die Schiffe mit Raken und Marsen nur noch auf Bildern sehen, so wie wir heute die Postkutsche fast nur aus den Erzählungen unserer Eltern kennen.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Kleiderreinigung mit Maschinen. Es ist den wenigsten Menschen bewußt, daß auf die Reinigung der Kleider ein viel zu geringes Gewicht gelegt wird und daß die dazu aufge-

wandten Mittel als ungenügend bezeichnet werden müssen. Wenn unsere Wäsche nach wenigen Stunden oder höchstens Tagen als un- sauber und reinigungsbedürftig fortgetan wird, um einer gründ- lichen Reinigung, die einer Desinfektion gleichkommt, unterworfen zu werden, so steht dazu das gewöhnliche Ausbürsten der Kleider in keinem richtigen Verhältnis. Dazu kommt noch, daß diese Art der Behandlung für die Kleider selbst unvorteilhaft und für Per- sonen, die sie vorzunehmen haben, unbedingt gesundheitsgefährlich ist. Man muß es daher als ein hygienisches Ziel bezeichnen, daß für die Reinigung der Kleider von allerhand Schmutz und Staub in ähn- licher Weise durch einfache maschinelle Vorrichtungen Sorge ge- tragen wird, wie es jetzt bei Teppichen, Polstermöbeln, Gardinen und dergleichen bereits geschieht. Dr. Christiani, ein Gesundheits- beamter in Genf, hat einmal in seinem Laboratorium festgestellt, welche Mengen von Fettstoffen und Staub in gewöhnlichen Garderobegegenständen nach dem Gebrauch vorhanden sind. In einem Gesichtsschleier fand sich ein Schmutzgehalt von 1,27 Proz. des Gewichts. Ein neues Kleiderfutter, das bei einem einzigen Ausgang mit der Straßenfläche in Berührung gewesen war, wies fast 2 1/2 Proz. derartiger Unreinlichkeiten auf, ein wahrscheinlich lange Zeit getragener Tailleurkragen fast 4 1/2, ein um den Hals ge- tragenes Seidenband über 5 und endlich ein Halskragenfutter fast 8 Proz. Auch wenn man hinter diesen Ziffern nicht etwa gleich eine ungeheure Menge von krankheitserregenden Bakterien und der- gleichen zu wittern braucht, so ist auf alle Fälle der Schluß be- rechtigt, daß eine Aenderung dieses Zustandes sehr erwünscht wäre.

Im Hausstand selbst kann zu diesem Zweck allein durch gründ- liche und häufige Anwendung von Benzin viel geschehen, da dies wenigstens die Fettstoffe auszieht. Außerdem bleiben natürlich die zahlreichen Reinigungsanstalten, die aber in dieser Hinsicht viel zu wenig in Anspruch genommen werden. Soweit in ihnen mit Benzin gearbeitet wird, sind auch sie nicht als ein Ideal zu bezeichnen. Einmal ist das Verfahren viel zu kostspielig. Außerdem wirken die Benzindämpfe vergiftend auf die Luft der Räume, in denen diese Kleiderreinigung vorgenommen wird. Die große Flüchtigkeit des Benzins führt außerdem zu starken Verlusten, die wieder den Preis ungünstig beeinflussen. In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Technik mehrfach mit der Frage von Verbesserungen der Kleiderreinigung abgegeben, und ein Aufsatz von Dr. Rouffet gibt eine lehrreiche Uebersicht über die erzielten Erfolge. Diese sind danach in mehr als einer Hinsicht bedeutend. Die Kleiderreini- gung kann jetzt in Maschinen bewirkt werden, die zwar auch noch mit Benzin arbeiten, aber einen sehr viel billigeren Betrieb mit einem völlig befriedigenden Ergebnis verbinden. In einer großen Pariser Anstalt wurden in einem halben Jahre zur Reinigung von 50 000 Kilogramm Kleidern nur 3000 Kilogramm Benzin ver- braucht, während man früher für dieselbe Leistung etwa 20 000 Kilogramm benötigte. Hoffentlich wird dadurch ein energischer Fortschritt in diesem noch recht vernachlässigten Gebiet der Hygiene herbeigeführt.

Mineralogisches.

Aus der Urgeschichte der Metalle. Die Bearbeitung der Metalle hat eine ungeheure Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts aus dem rohesten Zustand des vorgeschicht- lichen Menschen heraus gehabt, und deshalb teilt man die Zeit- alter gewöhnlich auch nach diesem Fortschritt ein. Auf die Stein- zeit folgte die Bronzezeit, auf diese dann die des Eisens. Einige Forscher wollen zwischen diesen Epochen noch ein besonderes Zeit- alter des Kupfers einschoben, was vielleicht nur für einige, z. B. für Aegypten, eine Verechtigung hat. Es ist schwer zu ermes- sen, ob der Uebergang vom Stein zum Metall überhaupt oder der von den weichen Metallen zu dem härteren Eisen die größte Um- wälzung in der Leistungsfähigkeit des Menschen bedeutet hat. Jedenfalls ist es von besonderem Interesse, die Entwicklung gerade des eisernen Zeitalters zu ermitteln. Leider liegen auch die An- fänge dieser Zeit schon so weit zurück, daß sich wenig Sicheres darüber ausmachen läßt. So viel scheint jetzt sicher zu sein, daß die alten Ägypter die Verwertung des Eisens nicht nur über- haupt bereits kannten, sondern sogar schon ziemlich weit in seiner Verarbeitung gekommen waren. Beispielsweise ver- standen sie es schon, eiserne Stetenglieder zu verfertigen. Daraus ist zu schließen, daß die Eisenindustrie, wenn man diesen Aus- druck für eine so weit zurückliegende Zeit überhaupt gebrauchen dürfte, im Anfang des ersten Jahrtausends vor Christi Geburt die Kinderkrippe bereits ausgetreten hatte. Außer dem Eisen waren im Altertum natürlich Kupfer und Zinn, die zusammen die Bronze ergeben, und das Blei bekannt, da diese Metalle leicht aus ihren Erzen abzuscheiden sind. Merkwürdig war die Stellung des Zinks, das den Römern als reines Metall unbekannt war, obgleich das Messing schon längst gebraucht wurde. Man benutzte zu dessen Herstellung nämlich das Zinkz, ohne das Metall aus diesem erst abzuscheiden. Die römischen Messingmünzen bestehen zu mehr als einem Viertel aus Zink, und trotzdem wußten die Römer von diesem Metall nichts. Die Bearbeitung des Blei dagegen war schon ziemlich weit vorgeschritten. Man hatte auch schon sein Vor- kommen im Verein mit Silber ermittelt und das Silber aus diesen Verbindungen zu befreien gelernt.